

Rolf Peter Sloet
Kaliber .501 T-Rex

Die Kapitel in dieser Leseprobe sind in
loser Reihenfolge angeführt.

Alle Personen und Vorgänge sind erfunden, Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind unbeabsichtigt. Die Informationen über die amerikanischen Streitkräfte wurden frei zugänglichen Internetseiten entnommen, das gilt insbesondere für das erwähnte Flugzeug im Dienste der CIA. Die Beschreibungen der Saurier, ihres Verhaltens und ihres Aussehens basieren auf wissenschaftlichen Grundlagen, sind aber spekulativ. Das gleiche gilt für Verhaltensweisen und Lebensumstände des Homo sapiens sapiens und des Homo neanderthalensis.

Rolf Peter Sloet

Kaliber .501 T-REX

Thriller

KernVerlag Regensburg
2008

1. Auflage
Originalausgabe November 2008
Copyright © 2008 by KernVerlag, Regensburg
Autor: www.rolf-sloet.de
Bilder: Fotostudio Cekon, Wörth
Druck und Bindung: Finidr, CZ
Satz: Lektorat Angerer, Regensburg
Titelgestaltung: Peter Kern, Regensburg

ISBN 978-3-934983-25-0

www.kernverlag.de

Gerhardt von Meckenheim

Seinen ersten Bären schoss Gerhardt mit zwölf Jahren. Sein Vater war Leitender Forstdirektor in rumänischen Diensten in Bistritz (Siebenbürgen) und ging regelmäßig im Bistritzgebirge auf die Jagd. Der Junge saß mit seinem Vater an einem Spätherbsttag auf einem Ansitz und wartete. Zu dieser Jahreszeit mussten Bären viel und kalorienreich essen, um den kommenden Winter zu überstehen. Ganz oben auf der Speisekarte standen süße Waldfrüchte, fette Mäuse und Honig. Einer Honigwabe widerstand zu dieser Zeit kein Bär und er roch sie schon aus großer Entfernung.

Von Meckenheim stieß seinen Sohn leicht an und legte sofort seinen Finger auf dessen Mund. Er zeigte nach vorne und wies auf den Bären, der aus dem Wald auf die Lichtung gekommen war, wie magisch angezogen vom Geruch des Honigs, den die beiden vor gut einer Stunde mitten auf die Lichtung gebracht hatten. Das alte Bärenmännchen überprüfte trotzdem erst einmal, ob ihm keine Gefahr drohte. Gefahr, das waren für ihn die Menschen mit ihren lauten Geräten. In seinem Hinterteil steckte seit Jahren ein Geschoss, ein kleinkalibriges nur, aber es störte und schmerzte, und unter seinem linken Ohr befand sich eine lange Narbe, wo ihn ein Schuss gestreift hatte.

Misstrauisch ging das Tier auf den Honig zu, sich nach allen Seiten absichernd. Gerhardt betrachtete den Bären aufmerksam. Das fahle, verwaschen wirkende Fell war zottig und sah aus, als wenn Motten darin hausen würden. Der Bär war mager für diese Jahreszeit und sah krank aus. Von Meckenheim kannte das alte Männchen und er wusste, das Tier würde den Winter nicht überstehen. So bekam sein Sohn die Chance, sein erstes großes Wild zu schießen. Gerhardt legte das Gewehr an und zielte sorgfältig. Er führte eine von deutschen Jägern relativ selten benutzte Waffe, eine so genannte „Schwedenmauser“ oder auch „Carl Gustav“ genannt, im Kaliber 6,5 x 55. Eingeführt hatte sie die schwedische Armee ab dem Jahre achtzehnhundertdreiundneunzig als Standardgewehr und man ließ davon mehrere zehntausend Stück

herstellen. Die schwedischen Waffendepots waren voll von unbenutzten Waffen und die Regierung verkaufte von Zeit zu Zeit die ersten Produktionsjahrgänge. Trotz ihres Alters bekam man mit einer „Carl Gustav“ eine erstklassige Waffe von hoher Präzision. Die Munition war deutlich schwächer als die deutsche 8 x 57 IS, der Rückschlag damit auch viel moderater. Dieses Gewehr eignete sich hervorragend für einen mageren 12-Jährigen mit Nerven wie Drahtseile.

Der Junge wartete ruhig auf die ausgemachte Reaktion seines Vaters. Als der Bär mit dem Fressen fast fertig war, piffte der Forstdirektor leise. Der Bär fuhr hoch, stand für einen kurzen Moment auf den Hinterbeinen, seine Vorderbeine leicht ausgebreitet. Das war der Moment für den Schützen, er drückte ab. Das Herz eines stehenden Braunbären liegt zwischen den beiden Vorderbeinen und das wollte er treffen. Das Geschoss benötigte für die einhundertfünfundzwanzig Meter weniger als eine Fünftel Sekunde. Es drang in den Körper ein, streifte das Brustbein, wurde aber kaum abgelenkt. Sein Messingmantel platzte auf, der Bleikern wurde flach gedrückt, das deformierte Metallstück zerriss das Herz und Teile der großen Herzgefäße. Der Bär drehte sich schwerfällig um, wollte fortlaufen, brach aber nach dem ersten Schritt zusammen. Zwei, drei blinde Schläge mit seinen Tatzen noch, ein letztes Aufbäumen und er war tot.

»Ein erstklassiger Schuss, Gerhardt. Weidmannsheil!«

»Weidmannsdank, Vater!« Er strahlte, war ansonsten völlig ruhig.

»Wo nimmt der nur seine Nervenstärke her?«, fragte sich sein Vater. Wenn er sich an seinen ersten Schuss auf ein Wild erinnerte: Da hatten seine Hände und der Lauf der Waffe gezittert wie ein Lämmerschwanz und natürlich hatte er nicht getroffen. Gerhardt dagegen schoss freihändig Eichelhäher aus einhundert Meter Entfernung, traf jede fliegende Ente mit der Schrotflinte. Und nun sein erster Bär. Auch ein erfahrener Jäger hätte nicht besser treffen können.

Beide gingen zu dem toten Tier, das Gewehr vorsichtshalber durchgeladen im Anschlag, aber das war nicht mehr nötig. In

das Maul kam der Eichenbruch und Gerhardt fing an, das Wild aufzubrechen. Eine harte Arbeit für einen Jungen, aber er biss die Zähne zusammen. Schon damals zeichnete sich ab, wie er als Erwachsener werden sollte: kaltblütig, Chancen abwägend, zielgerichtet handelnd und von großem Durchsetzungsvermögen. Auch den Tod seiner Mutter im Jahre 1942 verkraftete der Junge scheinbar ohne große Schäden.

Im Jahr 1943 zog die Wehrmacht seinen Vater ein. Als Major übernahm er ein Reservebataillon und man schickte ihn und seine Soldaten nach Russland. In der Nähe von Minsk sprengten russische Partisanen eine Brücke, als der Zug darüber fuhr. Über dreihundert Soldaten starben, darunter Major von Meckenheim.

Gerhardt von Meckenheim, den letzten seines Geschlechts, schickte der Bürgermeister von Bistritz auf die Reichsforst- und Jagdschule nach Brandenburg. Kurz vor Kriegsende verlegte man die Schule ins Ruhrgebiet und zog alle Jungen als Flakhelfer ein. Gerhardt geriet in amerikanische Gefangenschaft und wurde noch 1945 nach Washington geschickt, als man feststellte, dass er als Deutscher fließend Rumänisch und Ungarisch sprach. In der Nachkriegszeit dehnte Stalin seinen kommunistischen Herrschaftsbereich systematisch auf Osteuropa aus.

Der amerikanische Geheimdienst benötigte damals dringend Leute für Übersetzungen oder zum Abhören von Funkverkehr in allen osteuropäischen Sprachen. Gerhardt lernte innerhalb eines Jahres perfekt Englisch, wurde bei seiner Volljährigkeit amerikanischer Staatsbürger und studierte Wirtschaftswissenschaft auf der George Washington Universität in Washington, DC. Er streifte seine deutsche Identität vorläufig ab, nur seine Jagdleidenschaft blieb ihm. Er schoss Eisbären in Alaska, Bergziegen in Montana, Braunbären in Maine und Elche in Kanada.

Jagen ist teuer und so kam der junge von Meckenheim auf die Idee, Jagdreisen anzubieten und zu vermarkten. Afrika war das Traumziel vieler amerikanischer Jäger und für einen Schuss auf einen Elefanten, einen Büffel oder sogar auf ein Nashorn waren amerikanische Jäger bereit, viele tausend Dollar zu bezahlen. Er

flog nach Nairobi, verhandelte mit den Engländern und brachte bald die ersten Jäger nach Kenia. Die Arbeit vor Ort machten die Berufsjäger und ihre einheimischen Helfer. Von Meckenheim organisierte nur und kassierte fünfundzwanzig Prozent Provision.

»Von diesen fünfundzwanzig Prozent musste ich leben«, meinte er lachend. »Prost!« Er hob sein Beck's. Burns und Windham prosteten zurück.

Die beiden lasen im „Hunting International“, einem Hochglanzmagazin, welches vierteljährig erschien und Jäger ansprach, die sich ihre Leidenschaft etwas kosten ließen. Ein Bericht über eine typische Jagdlodge, die Blue Mountain Lodge in Simbabwe, interessierte beide.

»Schau dir mal die Preise an, Ric.« Thornton Burns zeigte auf die Preisliste. »Anreise, neun Tage in der Lodge, davon fünf Tage im Busch, Vollpension kosten fünftausendzweihundert Dollar. Dazu vierzehn Prozent Steuern, Trinkgelder usw.«

»Habe ich schon gelesen, Thorny. Der Berufsjäger kostet sechshundertundfünfzig extra pro Tag und dann noch die Preise für das Wild. Büffel über eintausend, Antilopen nicht unter fünfhundert Dollar.«

»Und was kostet der Schuss auf einen Elefanten, Gerd?«, fragte Ric. Er sprach den Namen wie Gööht aus.

Gerd lag neben den beiden auf einer Liege, sein Privatsekretär Detlef war im Bungalow und hatte zu arbeiten.

»Das kommt darauf an, wo und was man jagt. In Simbabwe kann ein Elefant bis zu zehntausend Dollar kosten, wenn es ein großer, starker Bulle ist.«

»Ehrlich?« Ric zog seine Augenbrauen hoch. »Wer zahlt denn so viel für einen Schuss auf ein Rüsseltier?«

»Mehr Leute, als du dir vorstellen kannst. Im letzten Jahr wurden allein in drei Lodges in Simbabwe rund neunhundert Elefanten von zahlenden Jagdgästen geschossen – legal, meine ich. Im Durchschnitt fünftausend pro Tier, macht zusammen rund vier Komma fünf Millionen!«

Von Meckenheim trank einen kleinen Schluck Bier.

»Davon fünfundzwanzig Prozent. Das ist mein Anteil!«

Burns überschlug die Summe: »Über eine Million allein für die Elefanten. Davon lässt es sich leben.«

»Stimmt«, war die lakonische Antwort. »Reicht fürs Taschengeld.«

Windham wandte sich an seinen Nachbarn. »Ist noch etwas teurer als Elefanten zu schießen?«, wollte er wissen.

Die Antwort kam wie aus der Pistole geschossen: »Nashörner. Man kann heute sozusagen kein Nashorn mehr legal schießen. Vor zwei Jahren wurde in Tansania ein Nashorn, mit Erlaubnis des WWF wohlgemerkt, zum Abschuss freigegeben.«

»Was hat WWF damit zu tun?«, fragte Burns.

»Dazu später. Hört euch einfach die Geschichte an.«

Also das Tier war alt, krank und aggressiv. Erst wollte die Regierung das Tier durch einen Jäger des Reservats abschießen lassen, bis jemand auf die Idee kam, den Abschuss zu versteigern. Ein Amerikaner bekam den Zuschlag. Für eine Million Dollar!«

»Jägerlatein«, spottete Ric.

»Kein Jägerlatein, meine Herren. Ich habe die Sache vermittelt...«

»Und fünfundzwanzig Prozent bekommen«, fiel ihm Burns ins Wort.

Anstatt einer Antwort grinste von Meckenheim und trank einen weiteren Schluck Bier.

Er fuhr fort: »Der Jäger schoss einmal und der Nashornbulle fiel sofort um. Man machte das obligatorische Foto: stolzer Jäger mit Waffe neben der Trophäe. Danach reiste er wieder ab. Der Vertreter vom WWF der die Sache beobachtete, stellte sicher, dass das Horn abgesägt und verbrannt wurde. Das Fleisch bekamen die Bewohner eines Dorfes, aber es muss ziemlich zäh gewesen sein.«

Alle drei schwiegen und tranken ihr Bier.

»Und der Jäger durfte für eine Million noch nicht einmal das Horn mitnehmen?«

»Keine Chance«, klärte von Meckenheim Burns auf. »Man darf nie etwas mitnehmen. Nur ein paar Fotos.«

Sie blieben noch einige Zeit zusammen in der Sonne liegen, tranken ein paar Becks und die beiden redeten noch über das Jagen. Nur Windham blieb ungewöhnlich schweigsam. Langsam neigte sich der Nachmittag dem Ende zu. Der Wind frischte auf und die ersten Schatten fielen in den Innenhof des Motels. Die Drei wollten schon aufstehen und in ihre Zimmer gehen, da stellte Ric Windham plötzlich die Frage, die ihm schon die ganze Zeit durch den Kopf gegangen war.

»Gerd, was würde ein Jäger zahlen, wenn er einen Tyrannosaurus Rex schießen dürfte?«

Von Meckenheim und Burns schauten ihn an. Eigentlich hätte Gerd so etwas wie »Blödsinn« oder »Haha« sagen müssen, aber er schien zu merken, dass etwas hinter dieser Frage steckte. Burns schwieg.

Von Meckenheim kratzte sich am Kinn, eine typische Geste bei ihm, wenn er überlegte. »Wie meinst du das?«

Direkt hinter ihnen sprang ein junger, athletisch gebauter Mann mit Anlauf in den Pool und spritzte alle drei nass. Keiner schien es zu bemerken.

»Wir ziehen uns um und gehen in den Konferenzraum. Ich lasse uns Kaffee und ein paar Donuts bringen.«

»Gibt es hier einen Konferenzraum?« Burns brach sein Schweigen.

»Gibt es. Ich muss es wissen, denn schließlich gehört das Motel mir.«

Gerhardt von Meckenheim war beeindruckt. Der Aktenordner mit der Kopie des „Pensson-Dossiers“ lag vor ihm auf dem Tisch, dazu noch ein weiterer Ordner mit der Materialliste, einem Verzeichnis von möglichen Lieferfirmen und einer Kopie der Arbeit von Krasnakow. Er nahm die Akte von Pensson und blätterte sie noch einmal durch, dann legte er sie wieder auf den Tisch.

Burns und Windham hatten zwei Stunden geredet, während von Meckenheim aufmerksam zuhörte. Gelegentlich stellte er eine Frage, teilweise auch sehr ins Detail gehend, die sein Interesse und eine schnelle Auffassungsgabe bewies. Er legte seine Füße auf den

Schreibtisch und zündete sich eine Zigarre an. Schon die dritte in den letzten beiden Stunden. Die Luft war zum Schneiden dick. Aber es störte die beiden eingefleischten Nichtraucher nicht, denn sie fühlten, dass sich hier etwas Entscheidendes tat.

Das Telefon klingelte. Von Meckenheim meldete sich auf Englisch, wechselte ins Deutsche über, nach einem Moment in eine andere Sprache, die keiner von beiden einordnen konnte. Eine zweiminütige Diskussion und er legte wieder auf.

»Ein Kunde aus Ungarn«, erklärte er. »Er will Bergschafe in Turkmenistan schießen. Kein Problem, ich habe gute Beziehungen zu den Behörden dort.«

Er nahm wieder das „Pensson-Dossier“ und betrachtete den Aufdruck TOPSECRET. »Wenn die Intelligence euch erwischt, hängen die euch an den Eiern auf. Ihr müsst die Army sofort verlassen. Quittiert den Dienst, danach stelle ich euch ein.«

Burns wechselte einen Blick mit seinem Freund und antwortete nach einer kurzen Pause: »Wir sind Berufssoldaten. Man kann nicht einfach so aussteigen. Wenn die einen rauswerfen wollen, geht das schnell, aber einfach gehen...?« Er zuckte mit seinen Schultern.

»Was machen eure Vorgesetzten, wenn sie erfahren, dass ihr ein Verhältnis habt?«, wollte von Meckenheim wissen.

»Die degradieren und entlassen mich. Und ich muss die Kosten für meine Promotion zurückzahlen. Das sind achtundvierzigtausend Dollar. Ric verliert seinen Posten und schiebt Wache bis ans Ende seiner Dienstzeit.«

Von Meckenheim zog wieder an seiner Zigarre und blies den Qualm genießerisch an die Decke. »Ist doch hervorragend! Morgen machen wir ein paar künstlerisch wertvolle Fotos und schicken sie nach Offutt.«

Versuch eins

Sie standen gebannt um die Maschine herum. Ein stabiles, rauhenförmiges Gitter umschloss sie. Das Gitter aus Edelstahl war fest mit dem antimagnetischen Rahmen verschraubt. Armdicke Kabel führten durch eine Öffnung des Faradaykäfigs zu einem Hochspannungsschaltschrank. Alle Module standen innen entlang des Gitters aufgebaut, in der Mitte der Maschine hatte man so einen Platz von gut sechs mal vier mal vier Meter frei gelassen. Dort befand sich das Transportmodul, der Teil, mit dem man in die Vergangenheit reisen würde.

Gerhardt von Meckenheim drückte auf den großen roten Knopf und mit einem leisen Surren lief der MMT an. Ein grünes Licht über dem Eingang leuchtete auf, signalisierte die Startbereitschaft.

»Völlig unspektakulär«, dachte sich Windham. Auch den anderen gingen ähnliche Gedanken durch den Kopf.

Von Meckenheim nickte. »Versuch eins!«

Mithilfe einer Fernbedienung wurde die Eingangstür des Käfigs geöffnet, ein zweiter Knopfdruck, das Transportmodul ließ sich betreten. Detlef setzte die Katze, die er die ganze Zeit auf dem Arm gehalten hatte, in die Mitte des Raums. Sie fing an, die Milch zu trinken, die vorher dorthin gestellt worden war. Detlef verließ den Raum, beide Türen wurden von Burns per Fernbedienung verriegelt. Die Außenwände des Transportmoduls bestanden aus durchsichtigem, gut fünfzehn Zentimeter dickem Panzerglas. Die Katze schlürfte immer noch ihre Milch.

Den Startbefehl gab wieder von Meckenheim. »Jetzt!«

Ein tiefes Brummen ließ die Bauchmuskulatur vibrieren, das Außengitter des Käfigs begann zu knistern. Windham merkte, wie sich die Haare an seinen Armen aufrichteten. Das Glas des Transportmoduls wurde undurchsichtig.

Und plötzlich verschwand das Modul vor ihren Augen. Fast zwei Minuten blieben alle still. Burns brach das Schweigen.

»Oh heilige Scheiße!«

Windham ging rüber zum Computer. Auf dem Bildschirm liefen Zahlen rückwärts. 241, 240, 239, 238 ...

»Noch gut vier Minuten«, sagte er an. Die anderen schauten wortlos auf den freien Platz, wo das Modul wieder auftauchen musste. Totenstille.

»Sechs, fünf, vier, drei zwei, eins ... jetzt!«, zählte Windham.

Das Brummen setzte für wenige Sekunden wieder ein, das Transportmodul erschien, das Glas wurde wieder klar. Burns öffnete die Türen. Alle stürmten ins Modul.

Die Katze saß direkt neben der Tür, jedes einzelne Haar ihres Fells stand ab. Sie schaute aus wie ein Staubwedel. Das Modul stank, die Katze hatte in jede Ecke uriniert und mehrere Haufen gemacht. In der Milchschißel befand sich nur noch ein übel riechender Bodensatz. Als die Tür geöffnet wurde, schoss die Katze wie eine Rakete aus dem Raum, quer durch die Halle und verschwand unter der Hallentür durch nach draußen.

Detlef verzog das Gesicht. »Wie kann die in den paar Minuten so viel scheißen?«

»Krasnakow scheint Recht gehabt zu haben«, meinte Burns.

Detlef verstand die Bemerkung nicht.

Keiner wusste, wem die Katze gehörte. Sie war am Abend vorher mithilfe eines Fleischstückchens von Detlef angelockt und gefangen worden.

Der Besitzer der Katze, ein kleiner Junge, kam weinend zu seiner Mutter. »Mama, Minka ist so komisch! Sie kommt nicht mehr ins Haus. Ich wollte sie tragen, sie hat mich gekratzt. Es blutet.«

Die Mutter klebte ein buntes Pflaster auf den Arm ihres Sohns und tröstete ihn: »Morgen kommt sie schon wieder.«

Aber die Katze kam nie wieder ins Haus, nach ein paar Tagen verschwand sie für immer.

Eustreptospondylus

Völlige Panik! Er rennt um sein Leben, seine Lungen keuchen, er bricht durch die mannshohen Farne und versteht immer noch nicht, was hier geschieht.

Nachdem er aufgewacht ist, schaut er sich verwirrt um. Er befindet sich im Wald, in einem merkwürdigen Wald. Die Tür der Glaskammer lässt sich durch einen leichten Druck öffnen. Er tritt hinaus, hinter ihm schließt sich die Tür ohne sein Zutun wieder. Die Glaswände werden undurchsichtig und ihm wird schlagartig klar, was passieren wird. Er schreit, hämmert gegen das blinde Glas, stürzt plötzlich hin, als der Widerstand verschwindet. Der gläserne Raum ist fort. Er dreht sich um, nichts ist momentan zu hören, kein Vogel, kein Laut. Er ist alleine auf der kleinen Lichtung zwischen diesen merkwürdigen Nadelbäumen. Es ist warm und feucht, der Schweiß läuft ihm zwischen den Schulterblättern hinunter. Seine nasse Hose stinkt nach Urin, nach seinem eigenen Urin. Zwischen den Bäumen sieht er eine Bewegung, erkennt ein Tier, groß wie ein Pferd vielleicht. Doch Pferde bewegen sich anders, sie laufen nicht auf zwei Beinen, sie haben keinen langen Schwanz.

Eine Bestie tritt aus dem Schatten der Bäume, ein Echsenkörper auf zwei massigen Beinen, die ausschauen, als gehörten sie einem Strauß. Die Vorderbeine, lächerlich klein, hängen an seinem Vorderkörper, schwach, anscheinend nutzlos. Der Kopf dreht sich nach links und rechts, suchend, ein Auge fixiert den Menschen, der starr und unbeweglich vor den Bäumen steht. Das Maul öffnet sich, entblößt zwei Reihen scharfer, nach hinten geneigter Zähne. Wieder sieht sie zum Menschen rüber, dreht den Kopf, auch das andere Auge schaut kalt und ausdruckslos, erbarmungslos, bar jeden Mitgefühls. Ein Zischen ist zu hören, ein Laut, der gar nicht zu diesem großen Geschöpf passt. Es bewegt sich langsam, fast vorsichtig auf den Menschen zu.

Der Mann merkt, wie erneut Urin warm an seinen Beinen runterläuft. Er stöhnt auf, rennt los, verschwindet zwischen den Bäumen. Vielleicht kann ihm dieses Wesen dorthin nicht folgen.

Er hört das Rascheln hinter sich, das Knacken der brechenden Zweige, das Zischen des Wesens, das ihn jagt. Es ist deutlich höher als er, läuft auf zwei Beinen viel schneller als der Mann, schaut aus wie ein Saurier, es ist ein Saurier. Wo befindet er sich? Wie kommt er in diesen Albtraum? Äste schlagen in sein Gesicht, aber er hastet weiter, voller Panik, nur einen Gedanken im Kopf: Das kann nicht wahr sein!

Seinen Verfolger nennen die Wissenschaftler heute Eustreptospondylus. Er gehörte zu den Fleisch fressenden Sauriern, die Jagd auf alles machten, was zu ihrer Zeit lebte und sich überwältigen ließ. Er war gut zwei Meter hoch, bis zu sieben Meter lang und um die zweihundert Kilogramm schwer. Er lief viel schneller als ein Mensch, war dem Leben als Jäger perfekt angepasst. Ein Mensch ohne Waffe hatte gegen ihn weniger Chancen als gegen ein ausgewachsenes Löwenmännchen.

Der Mann stolpert über den liegenden, morschen Stamm eines urzeitlichen Nadelbaums und fällt der Länge nach hin. Steine reißen seine Haut auf, Dornen bohren sich in sein Gesicht. Er kommt auf dem Rücken zu liegen, blickt in kalte, gnadenlose Augen, erkennt über sich einen massigen Kopf mit aufgerissenen Rachen. Lange, scharfe Zähne sind das Letzte, was er in seinem Leben sieht. Er will sich umdrehen und aufspringen, da reißt ihm der männliche Carnosaurier mit einer einzigen Bewegung seines Mauls den Bauch auf. Der Schmerz ist unmenschlich, er brüllt, was seine Lungen hergeben. Ein Saurierfuß stellt sich auf seinen Kopf, verschließt den aufgerissenen Mund, dämmt das Kreischen des Todgeweihten. Mit einer schabenden Bewegung des Fußes reißt die mittlere Kralle seine Kehle auf. Das dumpfe Brüllen geht in ein kurzes Gurgeln über.

Der Saurier fängt an, von den Gedärmen zu fressen, reißt sie mit einer rufenden Bewegung seines Kopfes aus der Bauchhöhle. Das Opfer stirbt schnell. Ein kleineres Weibchen kommt hinzu, doch das Männchen verscheuchte es und schlingt schnell Stück für Stück seiner Beute hinunter. Es bleiben nur die großen Knochen und der Schädel übrig, aber auch dafür wird es in der Nacht Abnehmer geben.

Gruppe eins

Gruppe eins verließ das Camp und lief im Gänsemarsch in östlicher Richtung auf die Ebene hinaus. Burns, die .501 T-Rex über der Schulter, eine Pumpgun griffbereit in der Hand, ging voraus. Ihm folgten Sarah mit dem schweren Jagdgewehr, dahinter William mit einem G3 und Graham machte den Schlussmann der kleinen Gruppe. Als erfahrener Jäger bildete er die Nachhut, sein Gewehr schussbereit, falls es einigen der Raptoren, die es hier auf der Ebene gab, einfallen sollte, aus dem Hinterhalt auf die Menschen Jagd zu machen.

Schon nach wenigen Minuten trafen sie die ersten Saurier. Es waren kleine, schnelle und sehr bewegliche Jäger, kaum größer als Hühner, die mit erstaunlicher Geschwindigkeit vor den Menschen flüchteten. Durch ihre grüne Grundfarbe mit dem schwarz-gelben Mustern, waren sie im hohen Kraut kaum zu sehen. Sie bewegten sich geduckt von Strauch zu Strauch und suchten den Boden und niedrige Büsche nach kleinen Reptilien, Insekten oder auch den Säugetieren ab, die Nadia als „Mischka“, also als Maus, bezeichnet hatte.

»William, du kannst das Schießen mit Schrot üben«, sagte Burns und reichte ihm die Pumpgun. »Gib mir solange dein G3.« Beide wechselten die Waffen.

Sarahs Freund ging ein paar Mal in den Anschlag, wie er es auf dem Schießplatz bei Berlin geübt hatte.

Graham schaute sich das an. »Du darfst die Waffe nicht bewegen, wenn sie erst mal im Anschlag ist«, erklärte er, »dein Körper muss sich bewegen, damit der Anschlag sich nicht verändert.« Er machte das mit dem G3 vor. »Und denke daran, bei sich bewegenden Zielen immer etwas vorhalten, sonst schießt du hinten vorbei.«

William hielt das Gewehr schussbereit in Brusthöhe. Plötzlich gab es Bewegungen vor ihnen neben einem kleinen Busch mit lederartigen Blättern. Zwei der kleinen Saurier liefen nach links weg. Er ging blitzschnell in den Anschlag, schoss überhastet, was

ihm einen schmerzhaften Schlag gegen die Schulter einbrachte. Der Saurier lief weiter, knapp hinter ihm spritzte Erde auf.

Sarah lachte: »Wenn du Glück hattest, musste eben ein Maulwurf sein Leben lassen. Aber so habe ich auch einmal angefangen.«

William rieb sich die schmerzende Stelle. »Puh, das Ding tritt wie ein Pferd!«

Graham hatte interessiert zugeschaut. »Zwei Kardinalfehler«, erklärte er. »Erstens die Waffe nicht richtig fest in die Schulter gezogen und zweitens nicht vor das Ziel gehalten. Nicht ein Auge zukneifen und nicht zielen wie mit einer Büchse, sondern beide Augen offen halten, die Flinte mit dem ganzen Körper führen.« Er machte es noch einmal vor.

Als der nächste kleine Räuber vor ihnen fortlief, schoss William besser. Er traf das Tier, das von dem schweren Schrot des Kalibers 12/76 in Fetzen gerissen wurde. Der nächste Versuch ging wieder daneben, danach schoss er aber immer besser.

Allmählich ging der mehr verbuschte Bereich in reines Grasland mit einzelnen Bauminselfen über. Vor ihnen bewegten sich die Triceratops in kleinen Gruppen langsam über die Ebene und wanderten von einem Gehölz zum nächsten. Jetzt war allen klar, wieso diese Bäume alle in etwa gleich hoch waren. Die riesigen Tiere fraßen die Spitzen der Koniferen ab, auch zwickten sie mit ihren papageiähnlichen Schnäbeln die großen, seitlich wachsenden Äste von den Stämmen der gut mannshohen Bäume. Sie zermalten diese bedächtig und man konnte aus der Entfernung gut beobachten, wie ganze Äste der kiefernähnlichen Gewächse langsam im Maul der riesigen Saurier verschwanden. Begleitet wurden die großen Pflanzenfresser von kleineren Raubsauriern, die sich über die Echsen und kleinen Säugetiere hermachten, die sich vor den riesigen Beinen der Ceratopsiden in Sicherheit bringen wollten.

Am Rand der Herde hielten sich größere Raubsaurier auf, wohl in der Erwartung, sich über ein krankes oder verletztes Opfer hermachen zu können oder sogar ein Jungtier zu erbeuten. Sie ähnelten im Aussehen dem T-Rex, waren aber deutlich kleiner.

»Wir sollten versuchen, einen dieser Räuber zu schießen«, meinte Burns. »Dort drüben«, er zeigte auf eine der abgefressenen Baumgruppen in gut einem Kilometer Entfernung, »werden wir Deckung finden und nahe genug für einen Schuss sein.«

Die Räuber hatten die Menschen mittlerweile bemerkt. Vier der schätzungsweise zwei bis drei Meter hohen Echsen standen in einer Gruppe zusammen und drehten ihre Köpfe in Richtung der Menschen. Graham beobachtete sie durch sein Fernglas.

»Eindeutig«, meinte er. »Die beobachten uns. Sie sind scharfsichtig wie Adler.« Er wollte noch hinzufügen »... mal sehen, was die jetzt machen«, da setzten sich die Vier schon in Bewegung.

Ihre Köpfe nach vorne gestreckt liefen sie mit kraftvollen, weit ausgreifenden Schritten auf die Menschen zu. Die Triceratops hörten auf zu fressen und beobachteten ihrerseits die Räuber. Sie wussten wohl aus den Erfahrungen von zehntausenden von Jahren, dass hier eine Jagd begann. Die Jungen verschwanden hinter den Leibern der erwachsenen Riesen, während sich deren Köpfe immer in Richtung der Jäger drehten.

Graham setzte das Fernglas ab. »Wer soll schießen?«, fragte er.

»Sarah und du schießen mit der .501 T-Rex, William und ich sichern. Wir sollten dorthin gehen.« Er zeigte auf einen umgestürzten Baumstamm, hinter dem sich, in gut zwanzig Meter Entfernung, scheinbar ein Graben befand.

Sie liefen dorthin, sprangen über den fast astlosen Stamm in den knapp brusttiefen Graben, der wohl in der Regenzeit von einem Bach durchflossen wurde. Die Grabensohle bestand aus Sand, durchsetzt mit einzelnen Kieselsteinen verschiedener Größe. Der Baumstamm lag direkt am Grabenrand. Von Sonne und Wind ausgebleicht und getrocknet, die Rinde, alle kleinen Zweige und Blätter von den Sauriern abgefressen, bot er jetzt eine gute Auflage für ihre Waffen.

Keiner hatte mit dem Lebewesen gerechnet, welches die Grabensohle als sein Jagdgebiet betrachtete. Niemand hatte darüber nachgedacht oder vorher davon in der Literatur gelesen, dass es in der Oberkreide bereits Schlangen gab. Die meisten Schlangen-

arten gehörten zur Gruppe der Würgeschlangen, waren entfernt mit den Pythons verwandt. Aber es gab schon Giftschlangen und Graham landete direkt neben der beigefarbenen Schlange, die zusammengeringt in der Sonne lag, ohne sie überhaupt zu sehen. Er kniete sich hin, wollte seine schwere Waffe auf den Stamm vor ihm auflegen. Die Schlange biss sofort zu und erwischte ihn kurz oberhalb der knöchelhohen Schuhe an der Wade. Er fühlte einen stechenden Schmerz und glaubte im ersten Augenblick, sich an einem Dorn verletzt zu haben. Dann sah er die Schlange, die blitzschnell das Weite suchte.

»Mich hat eine Schlange gebissen«, sagte er fassungslos. »Die hat mich in die Wade gebissen.«

Sie schauten ihn an. »Machst du Witze?«

»Nein, es brennt wie Feuer. Das war eine Giftschlange. Ich habe sie genau gesehen. Einen Meter lang, dick wie der Gewehrlauf.«

Die Saurier waren kurz stehen geblieben um die neue Situation zu erfassen. In ihrer Welt pflegte Beute nicht in einen Graben zu springen, sondern wegzulaufen. Sie waren schätzungsweise zweihundert Meter entfernt, standen auf einer Linie nebeneinander und drehten in Saurierart ihre Köpfe, um die Menschen erst mit dem einen, dann mit dem anderen Auge zu beobachten.

»Sarah, pass auf die Viecher auf! Wir kümmern uns um Graham.« Der saß mittlerweile und hielt sich das Bein. Er wirkte völlig ratlos.

»Was machen wir jetzt?«, fragte er. »Ich fühl' mich verdammt mies.« Er schwitzte stark und sah blass aus.

»Haben wir überhaupt Schlangenserum im Erste-Hilfe-Kit?«, wollte er wissen.

»Nein.« Burns öffnete bereits seinen Rucksack und holte das Päckchen mit der Erste-Hilfe-Ausrüstung heraus. »Wer hat schon an Giftschlangen gedacht?«

William zog sein Messer aus der Scheide und schnitt die Hose auf. Der Bereich um die Bissstelle war rötlich-lila gefärbt und geschwollen. Aus zwei deutlich erkennbaren Bissstellen, im Durchmesser etwas größer als eine Nähnadel, traten dicke Tropfen Blut und Sekret aus. Der direkte Bereich um die Bissstelle war

deutlich weiß abgegrenzt. Burns, der sich seit seiner Ausbildung für den Wüstenkrieg mit Schlangenbissen auskannte, tippte auf den Biss einer Klapperschlange. Bloß traten diese Symptome nach deren Biss nicht bereits nach einer Minute auf!

»Es tut weh«, stöhnte Graham, »mein Gott, das brennt wie Feuer!«

Er hielt sein Knie umfasst und sank langsam zur Seite. Speichel lief aus seinem Mund. Er atmete stoßweise, verdrehte die Augen, sodass man nur noch das Weiße sah.

»Die kommen!«, schrie Sarah unterdrückt auf. William und Burns ließen Graham liegen, sprangen auf und schauten über den Baumstamm auf die näher kommenden Raubsaurier.

»Sarah, schieß doch!«

Die .501 T-Rex brüllte los und die Frau wurde an die gegenüberliegende Grabenwand gestoßen. Sie hatte den gleichen Fehler wie William vorher gemacht, die Waffe nicht richtig in die Schulter gezogen und das verzieht diese Waffe nicht.

Ein Saurier überschlug sich und zuckte mit seinen Beinen, die er in der Luft streckte. Die anderen drei kamen schneller näher.

»Was ist mit dir, Sarah?«

William drehte sich um und kroch zu ihr hin. »Hast du dir wehgetan?«

Sarah hielt ihren rechten Arm, auf der Wange zeichnete sich ein großer, roter Fleck ab.

»Ich glaube, der Rückstoß hat mir ein Stück vom Backenzahn abgesplittert.« Sie spuckte Blut aus.

Der mächtige Knall des schweren Gewehrs ließ beide zusammenzucken. Direkt darauf fiel der zweite Schuss, dann ein Klicken. Ladehemmung.

»Die andere Waffe!«, schrie Burns, dann war der letzte Saurier schon heran. Sie hörten ihn mit schnellen Schritten auf sich zukommen. Burns ließ sich in den Graben fallen und griff nach der anderen Jagdflinte, die halb unter dem zusammengesunkenen Graham lag. William hielt die Pumpgun in der Hand. Der Saurier stand vor dem Graben und schaute zu den vier Menschen hinab, die sich vor ihm duckten. Sein großes, gelbes Auge betrachtete

sie für einen winzigen Augenblick, ein prüfender und gnadenloser Blick. Er öffnete sein zahnbewehrtes Maul und ließ ein böses Zischen ertönen, der stinkende Atem schlug den Menschen ins Gesicht. Sein Kopf fuhr blitzschnell zu seiner Beute hinunter.

William lag auf dem Rücken, die Schulterstütze der Pumpgun neben sich in den Sandboden gestemmt. Er drückte aus weniger als einen Meter Entfernung ab. Der grobe Schrot fuhr durch den Rachen, riss den Kopf des Sauriers nach oben und sprengte seinen Hinterkopf weg. Die Waffe war auf „Automatic“ gestellt und William feuerte sofort ein zweites Mal. Er traf den Hals der Bestie, zerfetzte ihn. Ein Regen aus Blut und kleinen Gewebeteilchen sprühte auf sie nieder und überzog ihre Oberkörper mit einem roten Muster.

Für einen Moment blieb der Raubsaurier noch am Grabenrand stehen, wobei er den Menschen viel größer erschien, als sie ihn aus der Entfernung geschätzt hatten. Die Reste seines Kopfes pendelten an dem zerschossenen Hals hin und her, dann fiel er wie in Zeitlupe um, direkt in den Graben hinein, während sein Blut aus den zerrissenen Halsgefäßen gepumpt wurde und alle von oben bis unten durchnässte.

William sah das tote Tier auf sich zufallen, gleichzeitig im Augenwinkel Burns nach rechts weghechten. Sarah war nicht in seinem Blickwinkel. Es gab einen dumpfen Aufprall und der Kadaver drückte ihn fest auf den Sandboden. Er glaubte kaum atmen zu können, versuchte, den mächtigen Leib wegzudrücken. Eine vergebliche Mühe bei mehreren hundert Kilogramm. Er war unter dem Körper gefangen!

»William! Hörst du mich?« Sarah zernte an seinem Arm.

»William!«

»Bin O.K.«, keuchte er gepresst. »Holt mich hier raus!«

Er fühlte, wie man unter ihm die Erde mit den Händen wegkratzte. Zum Glück war der Sand des Bodens locker und schon nach wenigen Minuten bekam er wieder mehr Luft. Langsam kroch er unter dem toten Körper hervor, zog seine Beine nach. Endlich war er frei. Keuchend saß er auf dem Boden, der Sand war mit dem Blut in seinem Gesicht zu einem roten Brei vermischt.

Er schaute sich um. Sarahs Sachen waren gut zur Hälfte von Blut

durchtränkt, auch Burns sah nicht viel besser aus. Aber wo war Graham? Seine Beine schauten unter dem Rücken des Sauriers hervor, unbeweglich, leicht verdreht. William rüttelte an den Beinen.

»Graham. Hörst du mich?«

Keine Antwort.

Er kletterte über den toten Leib, während Burns und Sarah über den Baumstamm hinaus die Ebene beobachteten. Auf der anderen Seite war Grahams Kopf zu sehen. Der Mund weit aufgerissen, das Gesicht blau verfärbt, die Augen verdreht, Blutfäden rannen aus der Nase. Graham war tot.

»Graham ist tot, Graham ist tot!« William schaute den beiden anderen zu, die gespannt etwas beobachteten. »Graham ist tot! Hört ihr das nicht?«, keuchte er.

Burns drehte sich um.

»Komm her und schaut dir das an. Wir können Graham nicht mehr helfen, wir müssen uns selbst helfen!«, sagte er mit leiser aber eindringlicher Stimme.

»Oh, mein Gott!«, flüsterte Sarah.

William blickte auf die Ebene hinaus. Vor ihnen hatten sich mindestens dreißig Raubsaurier versammelt und fraßen den ersten ihrer Artgenossen auf. Einige gingen schon auf das zweite tote Tier zu, bald würden sie auch den Kadaver im Graben wittern. Ihr Geruchssinn musste ausgezeichnet sein.

Kaum erschien Williams Kopf über dem Grabenrand, schauten einzelne Räuber hoch und blickten interessiert in ihre Richtung. Neben ihrem Geruchssinn war auch ihr Sehvermögen hervorragend.

»Runter!«, flüsterte Burns. »Wir müssen hier weg.«

»Können wir sie nicht abschießen?«, fragte William.

»Dann gibt es noch mehr Kadaver und noch mehr Jäger. Lasst uns verschwinden, immer den Graben entlang.«

Sarah riss William am Arm. »Schau! Dort hinter uns!«

Die beiden Männer drehten sich um und sahen über den hinteren Grabenrand. Vom Waldrand her näherten sich zwei T-Rex, ein großes Tier mit einem roten Brustfleck und einer prächtigen

Beige-Grünfärbung, sowie ein etwas kleineres Exemplar, das weniger intensiv gezeichnet war.

»Unten bleiben, alles mitnehmen, auf keinen Fall über den Grabenrand schauen!«, ordnete Burns an.

Tief geduckt liefen sie weiter in östliche Richtung, weiter weg vom Camp, da der Graben dort tiefer und etwas breiter erschien. Nach einer Biegung war hinter ihnen der tote Saurier nicht mehr zu sehen. Burns schaute vorsichtig über den Grabenrand, bewegte sich dabei ganz langsam.

»Die beiden T-Rex erreichen gleich den Graben«, wandte er sich Sarah und William. »Ich möchte lieber nicht wissen, was die mit Graham machen.«

Sarah schaute vorsichtig zu den anderen Räufern hinüber. Die hatten sich alle aufgerichtet und machten Front gegen die beiden T-Rex. Von den Triceratops war nichts mehr zu sehen.

»Weiter!«, mahnte Burns.

Der Graben wurde immer tiefer und sie brauchten sich nicht mehr zu bücken. Burns blieb stehen und zeigte nach vorne.

»Seht dort.«

Vor ihm lag auf dem Sandbogen eine zusammengerungelte sandfarbene Schlange, die, ihren Oberkörper aufgerichtet und zu den Menschen gewandt, aufgeregt züngelte.

»Hat die Graham gebissen?«, wollte Sarah wissen.

»Die oder eine ihrer Schwestern«, meinte Burns und stampfte mehrfach mit dem Fuß auf. Die Schlange bewegte sich schnell den Grabenrand hinauf und verschwand oben im Gras.

Nach einem Marsch von knapp zehn Minuten und einer weiteren Biegung, der Graben verlief jetzt fast direkt nach Süden, öffnete er sich und sie standen vor einem kleinen, sumpfigen See, umgeben von zirka zwei Meter hohen Steilufeln.

William schaute über den Rand.

»Eine Gruppe Raptoren ist nur zweihundert Meter entfernt. Sie kommen in unsere Richtung. Die beiden T-Rex sind weit hinten und fressen. Zurück können wir nicht.«

Aus dem Wasser erhob sich ein Wesen wie ein Albtraum. Völlig mit Schlamm bedeckt, die lange, flache Schnauze leicht geöffnet,

sodass man die langen, spitzen Zähne sehen konnte, schätzungsweise acht Meter lang.

»Ein Krokodil!«, meinte Sarah entsetzt.

»Und was für ein Monstrum!«, fügte William hinzu. »Ich habe Abbildungen von Urkrokodilen aus der Kreidezeit in einem Seminar gesehen. Mit dem hier ist sicherlich nicht zu spaßen.«

Sarah legte ihre Waffe an. »Soll ich?«, fragte sie.

»Besser nicht.« Burns schaute sich um. »Hier kommen wir auf keinen Fall durch und auf die andere Seite.«

Er zeigte auf die entfernte Seite des Sees, dorthin, wo die Böschung flach getreten war. Anscheinend kamen Tiere an dieser Stelle zum Wasser, um zu trinken.

Neben dem ersten Ungeheuer war ein zweites aufgetaucht und beobachtete die Menschen. Es zischte leicht, gleichzeitig gab es tiefe Frequenzen von sich, die das schmutzige Wasser neben seinem Körper in Schwingungen versetzte. Kleine Wassertropfen tanzten auf der Wasseroberfläche. William wusste, was das bedeutete: Dies war ein Männchen, das um das Weibchen neben sich warb. An den beiden kam man auf keinen Fall vorbei. Es war auch nicht sinnvoll beide abzuschießen, denn wahrscheinlich lebten noch weitere Krokodile in diesem Gewässer und das Schießen würde sicherlich weitere Raubsaurier anlocken.

Die Drei bewegten sich im Graben ein Stück zurück bis zur Biegung. Zweimal verschwanden vor ihnen sandfarbene Schlangen. Es war heiß, die Sonne stand fast senkrecht über ihnen. Burns schaute auf die Uhr: Es war genau zwölf Uhr, Mittagszeit. Ihnen schien es, als wären sie schon viel länger unterwegs.

Sarah öffnete ihre Trinkflasche, schüttete etwas Wasser in ihre Hand und reinigte William provisorisch.

»Das Blut muss ab, sonst riechen es unsere Freunde dort oben.« Sie deutete auf den Grabenrand.

Burns sah ihr zu, dann schob er ihre Flasche weg. »Spar dir das Wasser. Wir werden es zum Trinken brauchen.«

Sie merkten auf einmal wie stark ihr Durst war.

»Ein Schluck Wasser kann nicht schaden«, meinte William und nahm den Rucksack von seiner Schulter. Der war völlig

durchnässt und William ahnte sofort, was passiert war. Der kleine Wasserkanister war irgendwann bei der ganzen Aktion gerissen, zwei Liter Wasser hatte der Sand aufgesogen. Sarah gab ihm etwas ab. Sie hatten zusammen noch rund drei Liter und es wurde immer heißer. Jetzt erst erkannten sie ihre Lage: Sie waren in diesem Graben gefangen.

Burns drückte auf die Sprechtaaste seines Funkgeräts: »Camp, Sicherungsgruppe, bitte kommen. Hier ist Gruppe eins, Burns. Kommen.«

Nachdem er ihr Problem geschildert hatte, ließen sich alle nieder, den Rücken gegen die Grabenwand gelehnt. Sarah saß neben William, lehnte den Kopf an seine Schulter. Beide waren ausgepumpt und angespannt, schwitzten stark. Auf ihren Hemden bildete der Schweiß große, dunkle Flecken.

»Wenn die nicht bald Hilfe schicken, werden wir großen Durst bekommen«, meinte die Engländerin.

»Dann hole ich dir Wasser aus dem See. Trotz der Krokodile.«

Sarah lächelte. »Danke, William, ich liebe dich!«

Er nahm ihre Hand und so saßen sie wie zwei Verliebte in dem Graben, als gäbe es um sie herum keine Gefahr.

Burns, der es sich zwei oder drei Meter entfernt an der entgegengesetzten Grabenwand bequem gemacht hatte, spielte an dem Funkgerät herum, lauschte scheinbar nach etwas, was die beiden anderen nicht verstehen konnten.

William wunderte sich nur, wieso ihr Jagdbegleiter plötzlich so ernst, ja fast böse schaute.

»Ist was?«, fragte er.

»Nein, es ist alles klar. Wir müssen nur warten, bis Hilfe kommt.« Burns packte sein Funkgerät in die Brusttasche. »Jeder von uns muss jeweils für zwanzig Minuten beobachten«, ordnete er an. Er zog sein Fernglas aus der Jacke. »Ich fange an.«

Dann richtete er sich auf, blickte über den Grabenrand und beendete so die Unterhaltung.

Die Hündin

Wovon William endgültig wach wurde, wusste er nicht, es war ihm in diesem Augenblick auch egal. Das eiskalte Wasser stieg rasch an im Innenraum des Moduls, er prustete und hustete, weil er es irgendwie inhaliert hatte. Sarah schrie laut um Hilfe und die Hündin bellte verzweifelt. Mittlerweile standen sie fast bis zur Brust in dem gurgelnden, grünen Wasser.

»Gib mir deine Hand Sarah«, schrie William und streckte den linken Arm weit aus, während er sich mit der Rechten am Türrahmen festhielt. »Halte dich fest!«

Sarah umklammerte mit beiden Händen seinen Arm, gleichzeitig versuchte die Hündin, die bereits schwimmen musste, panisch auf Williams Schultern zu klettern.

In dem Augenblick gab es einen Ruck und das Modul knirschte. Es hatte auf dem Grund des Gewässers aufgesetzt, wurde aber von der Strömung langsam vorwärtsgeschoben.

»Wir müssen raus hier. Halte dich ganz fest, ich versuche, die Türe zu öffnen.«

»Was ist passiert William?« Panik war in Sarahs Stimme zu hören. »Wo sind wir?«, schrie sie.

»Halte dich fest. Zuerst müssen wir drei hier raus, dann sehen wir weiter. Lass mich bloß nicht los!«

Es war entsetzlich kalt. Der Farbe und der Temperatur des Wassers nach, mussten sie sich in einem Fluss befinden, der aus einem Gletscher entsprang. William drehte sich um und versuchte, die Türe des Moduls aufzuziehen. Er brauchte einen Moment, bis er den Knebel gedreht hatte, dann zog er mit aller Kraft. Langsam öffnete sich die Türe gegen den Wasserdruck. Seine Freundin schlang in ihrer Todesangst die Arme um seinen Hals und drückte ihm die Luft ab, während die Hündin glücklicherweise ihre Versuche aufgegeben hatte, auf ihn zu klettern. Die schwamm in dem Modul hektisch im Kreis herum und winselte.

»Lass mich los Sarah. Du drückst mir die Luft ab!«, würgte William. »Sarah lass mich los!« Er schrie es heraus, so laut er konnte.

Endlich ließ der Druck ihrer Arme auf seinen Hals nach und er konnte wieder einigermaßen atmen. Hinter sich hörte er seine Freundin husten und Wasser spucken. Die Türe war jetzt weit genug geöffnet, um durchschlüpfen zu können.

Das Knirschen und Schaben des Moduls, das vom Wasser über den Grund bewegt wurde, änderte seine Lautstärke, hörte sich plötzlich bedrohlich an. Langsam fing ihr Käfig an, sich in der Strömung zu drehen.

William wurde klar, in welcher Gefahr sie hier schwebten. Die Strömung konnte das Modul umwerfen und sie würden in ihm ersäuft werden wie junge Hunde. Sollte sich das Modul weiter drehen und die Strömung auf der Tür stehen, wäre es unmöglich, gegen diese ihr Gefängnis zu verlassen. Auch stieg der Wasserspiegel jetzt wieder und William stand mittlerweile bis zum Hals im Wasser, während Sarah sich auf ihn stützte und ihm das Winseln des Tieres immer kläglicher erschien.

»Raus!«, befahl er und zog sich und Sarah am Türrahmen nach draußen. Die Hündin folgte ihnen. Alle begannen, seitwärts vom Modul wegzuschwimmen, wobei William seine Freundin hinter sich herzog. Das Tier hielt sich dicht an seiner Seite. Jetzt erwischte sie die Strömung und schob sie schnell zwischen großen Steinblöcken hindurch in flacheres, ruhigeres Wasser. Hinter sich vernahm der Engländer ein lautes Knirschen, dann ein Splittern von Glas und das Geräusch sich verbiegender Metallstreben. Die Strömung hatte den großen Glaskasten mit seinem gesamten Inhalt zwischen den dicken Steinen zermalmt.

Hastig zerrte William Sarah in Richtung Ufer. Seine Füße fanden den Grund und er richtete sich auf. Sarah hing wieder an seinem Hals und er bekam kaum Luft.

»Sarah hinstellen. Stell dich hin!«

Er ergriff ihre Unterarme und löste sie schnell und brutal von seiner Gurgel.

»Steh auf Sarah! Aufstehen!«, brüllte er.

Ihr Körper erschlaffte und er drehte sich blitzschnell um, hob ihr Gesicht aus dem Wasser, schüttelte sie.

»Atme!«, schrie er sie an.

Er rüttelte ihren ganzen Körper durch, während ihn die Angst die Kälte des Wassers vergessen ließ.

»Atme! Wach auf Schatz!«

Wieder schüttelte er den Körper der Frau. Endlich bewegte sie sich, gab leise, klagende Laute von sich. Hastig zog er sie ans Ufer. Dort stand bereits Wenja und schüttelte sich so gekonnt, dass die Wassertropfen in weitem Bogen wegflogen. Sie drehte sich um, schaute die beiden Menschen an, als wollte sie sagen: »Jetzt ist wieder alles O.K. Ich bin trocken. Wir können weiter.«

Aber sie schien zu verstehen, dass die Menschen ihr nicht folgen würden. Sie lief auf die beiden zu, schnüffelte an ihnen, jaulte leise. Sie spürte, etwas stimmte hier ganz und gar nicht und sie schien zu ahnen, es würde auch ihr Leben verändern.

Sarah lag auf der Seite, die Augen geschlossen, ihren blauen Lippen entwich ein leises, qualvolles Stöhnen. Ihr Körper zitterte wie Espen im Wind und das Gesicht erschien völlig blutleer.

»Sarah kannst du mich hören?«

William kniete neben ihr und strich ihr das nasse Haar aus dem Gesicht.

»William«, flüsterte sie. »Ich kann mein Bein nicht bewegen. Mein linkes. Es tut so weh.«

Sie fing an zu weinen. »Und mir ist so kalt«, schluchzte sie.

Das Tier drängte sich an den Mann und der strich ihm über das feuchte Fell. Es fühlte sich erstaunlich warm an.

»Braves Mädchen«, sprach er leise die Schäferhündin an.
»Brave Wenja.«

Plötzlich bellte Wenja laut, schaute das Ufer hinauf, bellte wieder und blieb bewegungslos stehen, beobachtend, die Ohren gespitzt, den Schwanz in die Höhe gestellt.

»Was ist los mit ihr?«, dachte sich William.

Er folgte ihrer Blickrichtung. Dort oben, gut zwei Meter über ihnen, standen drei Männer und blickten auf sie hinab.

»Indianer«, ging es William im ersten Augenblick durch den Kopf.

Sie starrten sich an, der nasse Mann, der neben der weinenden Frau kniete und die drei Männer, ein älterer und zwei junge. Sie

trugen ärmellosen Felljacken, die hellbraunen Haare nach außen gedreht, wahrscheinlich vom Reh oder vom Hirsch. Darunter schaute eine Art knielanger Hosen hervor, aus dem gleichen Fell hergestellt. Verschlössen wurde alles von Leder- und Fellstreifen. Stirnbänder, gut drei Finger breit, mit bunten Verzierungen, hielten ihre dunklen, langen Haare aus dem Gesicht, die hinten, mehrfach von Lederschnüren umwickelt, als Zopf geflochten, bis fast zur Hüfte herunterhingen. Der etwas kleinere der beiden jüngeren Männer trug seinen Zopf deutlich kürzer, auf seiner rechten Wange erkannte William eine frische Narbe. Alle hatten ihre Gesichter mit schwarzen Punkten auf der Stirn und einem Strich auf dem Nasenrücken verziert.

An den Füßen trugen sie eine Art Pantoffeln aus geflochtenen Zweigen, unter die Lederstücke als Sohlen befestigt waren. Am Hals des Älteren hingen Lederschnüre mit Amuletten in verschiedenen Formen aus einem beigen Material, es sah aus wie verwittertes Elfenbein. Wohl eine Minute lang bewegte sich niemand, betrachteten sich die beiden Gruppen wortlos, zögernd. Dann endlich stiegen die drei Männer das Ufer hinab, hielten zwei Meter vor dem Paar, betrachteten das Elend dort auf der Kiesbank des schnell fließenden Flusses. Wenja blieb ruhig, entspannte sich zusehends. Wieder blickte man sich gegenseitig prüfend an, ohne sich groß zu bewegen.

Dann sprach der ältere der drei Männer ein Wort, das sich für William wie „che“ anhörte. „Che“ mit gutturalem, kehligem „ch“.

»Che, che«, bekräftigten die beiden Jüngeren und stießen mit ihren Speeren, die sie in ihrer rechten Hand trugen, auf den Boden.

Die Hündin ließ den Schwanz sinken, lief völlig gelöst auf die drei Männer zu und begann, an ihnen zu schnüffeln. Sie wollte sie scheinbar kennen lernen, nachdem sie diese Menschen anscheinend als „harmlos“ eingestuft hatte.

Die Männer blieben regungslos stehen, die Speere, mit den merkwürdigen Pfeilspitzen nach oben gerichtet, fest auf den Boden gestemmt. Sie schielten nach unten auf ihre nackten Beine, die,

ab den Knien, unter den schmutzigen Fellhosen hervorschauten. Scheinbar war es ihnen völlig neu und auch nicht ganz geheuer, dass sie ein Hund beschnüffelte. Als das Tier ausreichend geschnüffelt und sich wohl umfassend über die Besucher informiert hatte, lief es zu William und Sarah zurück, legte sich flach neben die beiden auf den Kies und schloss die Augen. Die Hündin war zufrieden mit sich und ihrer Welt.

»Che'ma«, meinte der Ältere der Drei diesmal und die beiden Jüngeren antworteten bekräftigend: »Che'ma, che'ma.«

Wieder stießen sie mit den Speerschäften auf den Boden.

Che und che-ma waren die ersten beiden Wörter, die William in der Sprache dieser Menschen lernen würde. Che bedeutete Wolf und che'ma war der Begriff für das weibliche Tier, bezeichnete demnach eine Wölfin.

Dies ist ein Textauszug aus dem Buch

Kaliber .501 T-Rex

von

Rolf Peter Sloet

ISBN: 978-3-934983-25-0

400 Seiten, Taschenbuch

11,90 Euro

erschienen im KernVerlag, Regensburg.

Sie können das Buch über jede Buchhandlung beziehen, oder über das Internet direkt beim Verlag bestellen. Die Adresse lautet:
www.kernverlag.de

Ich danke herzlich für Ihr Interesse und wünsche Ihnen viele spannende Lesestunden!

Peter Kern

Alle Texte unterliegen dem Copyright des KernVerlag.